Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 9

Artikel: Euthanasie : Novelle [Schluss]
Autor: Jeandré, René D. / Thomann, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665052

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Kranke.

Sie fragen: „Krank, du junges Blut
Mit deinen blühenden Wangen?"
Und ist doch nur des Fiebers Glut,
Dies trügerische Prangen —
Bald bin ich bleich und kalt.

Sie rühmen mich: „Sie schafft noch toll!"
Kann Armut sich denn pflegen?
Wenn ich nicht betteln, nicht hungern soll,
So muß ich mich halt regen,
Ach Gott, und bin so müd!
Manchmal entlockt der Frühlingsschein
Auch mir ein Lachen und Singen;
Ach aber, mitten im Fröhlichsein,
Das Herz möcht' mir zerspringen —
Ich weine bitterlich!

Ich sterbe gern, wenn's Gott gefällt,
Was hat man auch auf Erden?
Sie trösten mich mit der andern Welt,
Dort soll es besser werden —
Auch ist die Mutter dort!

Albert Fischli.

Euthanasie.

Novelle von René D. Jeandré, Genf. (Schluß.)
(Übersetzt von G. Thomann, Zollikon.)

Auf mein Zureden hin ließ er sich zuletzt unter einem Baum nieder. Ich setzte mich an seine Seite und wurde ruhiger, weil ich die Gefahr für beigelegt erachtete. Plötzlich legte er sich auf den Rücken, hob die Beine in die Luft, schaukelte sie und verschwand im Abgrund. Das geschah alles mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ich gar keine Zeit hatte, einzugreifen.

Vor Angst und Erregung gelähmt, muß ich eine gute Weile bewegungslos dagesessen haben. Ein klägliches Geschrei rief mich aus der Betäubung wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich bewegte mich auf dem Bauche kriechend bis zum Rand des Kraters, denn meine Kräfte hätten zum aufrechten Gange nicht gereicht. Wie durch ein Wunder war der Unglückliche in seinem Sturze aufgehalten worden durch drei kleine, verkümmerte Lärchen, die ungefähr 15 Meter unterhalb des Felskammes auf einem Vorsprung gewachsen waren. Ein eigenartiger, glücklicher Unfall, denn zu beiden Seiten führten schwindlige Couloirs in den Abgerund. Saulnier war nicht tot, ich sah, wie er den

einen Arm bewegte, und hörte auch, wie er von Zeit zu Zeit klägliche Laute von sich gab. In meiner Hülflosigkeit fing ich zu rufen an. Wie lange? Ich wüßte es selbst nicht zu sagen. Die innere Erregung, die Angst, im nächsten Augenblick die schwachen Lärchen unter der Last zusammen brechen zu sehen, der Schwindel, meine Unentschlossenheit, das Gefühl der eigenen Ohnmacht legten jede Handlungsfähigkeit lahm.

Meine Hülferufe wurden von einem kräftigen Älpler vernommen, der eben daran war, ein Bündel Heu talwärts zu tragen. In einem Augenblick hatte er die ganze Situation erfaßt. Er holte einen Strick, befestigte ihn an einem am Rand des Abgrundes stehenden Baumstamm und ließ sich daran beinah bis zum Felsvorsprung hinuntergleiten. Dann schlang er den Strick um die Brust meines armen Freundes und zog den Abgestürzten mit der Kraft seiner Hände am Seil empor. Bei dem großen Kräfteaufwand stemmte er die Füße gegen den Abhang, wobei sich Steine loslösten. Einige trafen Saulnier, der nun tot, oder doch ganz gefühllos schien.

Nur mit großer Mühe gelang es, den Körper, der passiven Widerstand leistete, zu uns empor zu ziehen. Die größte Beförderungsschwierigkeit boten die letzten 2 Meter, wo der Abhang aus der Senkrechten überragt und mit verwachsenen Wurzeln durchsetzt ist. Dabei verrichtete nur der Älpler wirklich nützlich Arbeit. Trotz meines Eifers war es mir unmöglich, helfend einzugreifen, ich war noch zu sehr erschüttert.

Ich konstatierte, daß mein unglücklicher Gefährte noch lebte, aber in was für einem Zustande! Sein Gesicht war angeschwollen und mit Blut überströmt, Kiesel, Schmutz und Blut klebten an den roten Barthaaren, das linke Bein war gebrochen, der Fuß hing hinunter wie gelähmt.

Der Älpler lief eilig talwärts nach Chandolin, um Hilfe zu holen. Während ich mir alle Mühe gab, den Verunglückten am Leben zu erhalten, stieg in mir plötzlich der Gedanke auf, ob es nicht besser wäre, ihn in Frieden sterben zu lassen. Zu den moralischen Qualen, die ihn zum Selbstmordversuch getrieben, kamen noch neue Leiden: er war entstellt und verkrüppelt.

Der Verwundete kam wieder zum Bewußtsein, er öffnete die Augen und erkannte mich. Ein paar Minuten später fing er an zu stöhnen. Halb im Delirium sagte er zu mir: „Wie gut, daß Sie da sind! bald geht's zu Ende ... mein Bein schmerzt ... oh, mein Kopf, mein armer Kopf ... nur nichts vom Gerichtshof, helfen Sie mir hinüber!"

Er sagte mir das in einem so flehenden Ton und ich war durch seinen elenden Zustand schon so sehr von Mitleid erfüllt, daß ich tatsächlich den Wunsch hatte, sein Leiden zu kürzen. Durch Unglück und Fehltritte zum Selbstmord getrieben werden und dann mit einem entstellten Gesicht, einem Beinbruch, vielleicht sogar mit einer Schädelfraktur weiterleben, das war zu viel!

„Versetzen Sie mir den Todesstoß!“ flehte er mich an. „Ich könnte meinen Kindern nicht mehr ins Gesicht schauen. Sie wissen ja, was für ein elender Kerl ich bin. Ich gehe zu Grunde. Oh, wie ich leiden muß! . . . Gott ist gut, Gott ist barmherzig, er wird mir vielleicht vergeben. Meine Frau und meine Kinder werden mich hassen und verachten.“ Er unterbrach seine flehentlichen Worte durch Ächzen und Stöhnen. Als ich ihn so elend daliegen sah, zerriß mir sein Anblick beinahme das Herz.

Plötzlich, ohne nachzudenken, faßte ich einen Entschluß.“

In diesem Augenblick brachte man den Tee. Der Notar stützte sein fein geschnittenes, von weißen Haaren umrahmtes Gesicht auf seine Hand und schien in schmerzliche Erinnerungen verloren. Nach einer Weile fuhr er weiter:

„Ich versuchte den Verwundeten aufzuheben, um ihn nochmals in den Abgrund zu werfen, meine Handgriffe waren aber so ungeschickt, daß der Kranke laut aufschrie vor Schmerz. Dann fragte ich mich — ich schäme mich heute dieser Feigheit — wie ich mich vor der Hülfskolonne, die ich aus Chandolin erwartete, rechtfertigen würde.

Von dem inneren Kampf und der physischen Anstrengung war ich ganz erschöpft. Ich zog meine mit Thee gefüllte Feldflasche aus der Tasche und dabei fiel mein Blick auf das Giftfläschchen, das ich zum Töten der Insekten brauchte. Das war für mein ermattetes Gehirn ein verhängnisvolles Zusammentreffen. Es liegt mir fern, das Scheußliche meines Verbrechens abschwächen zu wollen, aber ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich in jenem Moment nicht Herr meiner selbst war, sondern daß ich einem fremden, unheilbringenden Willen gehorchen mußte. Ich handelte rein automatisch und wenn ich mich wieder in jene Lage zurück versetzte, so kommt mir alles wie ein böser Traum vor.

Ich öffnete das Giftfläschchen, gab ein paar Körnchen Cyankalium in den Tee, schüttelte die Feldflasche und setzte sie an die dürstenden Lippen des Verwundeten. All das geschah, ohne daß mein bewußter Wille dabei irgend welchen Anteil gehabt hätte. „Danke, danke,“ sagte Saulnier, „das tut mir wohl.“ Ein Augenblick später verzog er das Gesicht, er schien heftige Magenkrämpfe zu haben, er versuchte sich zu übergeben, sein Mund schäumte. „Wehe!“ rief er. „Du elender Schuft, du hast mich vergiftet!“

„Mörder! gemeiner Schuft!“ Ich werde diese Worte, das von Angst und Schrecken gequälte Gesicht und das blutende, auf mich gerichtete Auge nie vergessen. Ein krampfartiger Anfall setzte seinen Verwünschungen ein Ende. Ein Augenblick vollständiger Erschöpfung folgte, dann setzten die krampfartigen Zuckungen von neuem ein, sein ganzer Körper bäumte sich auf, dann kam die Entspannung und zu Ende war's.

Seine Augen waren offen geblieben; es war mir unmöglich, diesen Blick

zu ertragen. Ich schleuderte das Giftfläschchen und die Feldflasche in den Abgrund und floh in der Richtung von Saint-Luc. Unterwegs begegnete ich der Hülfskolonne.

„Er ist gestorben," sagte ich. „Tragen Sie den Leichnam nach Saint-Luc."

Auf dem Abstieg versuchte ich mehrmals, mir darüber klar zu werden, in welcher Form ich Frau Saulnier die traurige Mitteilung machen wollte und wie ich ihr Trost spenden könnte. Es war mir aber absolut unmöglich, meine Gedanken zu sammeln. Der Todeskampf meines Freundes stand mir fortwährend vor Augen. Ich hörte, wie erm ir„Mörder" zurief, und der wutentflammte Blick seines brechenden Auges verfolgte mich immer. Wie läßt sich sein Wunsch zu sterben mit diesen Verwünschungen vereinbaren?

Als Frau Saulnier mich allein zurückkehren sah, bedurfte sie keiner langen Erklärungen. Mein Gesichtsausdruck sagte ihr alles.

Man stellte mir den Vetter von Lausamme vor. Er war ein junger Arzt, der sich alle Mühe gab, den furchtbaren Schmerz der Witwe zu mildern.

„Du darfst Dir keine Vorwürfe machen, diese Fälle von immer wiederkehrenden Gemütsdepressionen sind so unberechenbar. Du konntest diese Selbstmordgedanken unmöglich voraussehen. Wer weiß, vielleicht ist ihm auf diese Weise ein langes Krankenlager erspart geblieben, vielleicht wäre er überhaupt nie mehr gesund geworden und hätte in einer Nervenanstalt ein sieches Dasein geführt."

„Du sagst das nur, um mich zu trösten," sagte Frau Saulnier. „Ich danke Dir für die gute Absicht, aber ich kann Deinen Reden keinen Glauben schenken. Das war sein fünfter Anfall. In drei bis vier Monaten hätte er sich davon erholt, so gut wie von den vier andern."

„Er hat mir gesagt," warf ich ein, „daß es mit seinem Geschäft schlecht stehe, ja sogar . . . . .

Ich unterbrach meine Rede aus Rücksicht auf das Andenken meines Freundes.

„Fahren Sie nur weiter! Er wird sicherlich auch von Veruntreuungen gesprochen haben," ergänzte der Arzt, und dabei zuckte er mit den Schultern und lächelte verächtlich ob meiner Leichtgläubigkeit. „Selbstanklage, imaginäner finanzieller Zusammenbruch sind typische Symptome dieser Art von Melancholie. Zweifelsohne geht alles sehr gut in Paris, nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete sie. „Ich habe Raulin's Brief gelesen, es ist nichts Beunrhigendes geschehen."

Nun kam mir die Wahrheit, die furchtbare Wahrheit voll und ganz zum Bewußtsein. Durch das Delirium eines Melancholikers hatte ich mich verleiten lassen, einem Menschen beim Selbstmord die Hand zu bieten, ja, wenn

ich ganz ehrlich sein will, hatte ich ihn getötet, vergiftet. „Mörder! elender Schuft!“ tönte es immer noch in meinen Ohren, und dann verlor ich das Bewußtsein.

Mein Unwohlsein wurde selbstverständlich der vorausgegangenen Gemütserregung zugeschrieben. Man brachte mich zu Bett. Als ich wieder zu Sinnen kam, war der junge Arzt bei mir und schüttete mir mit Mühe ein paar Löffel Tee ein. Sie können sich gar nicht vorstellen, was der Tee seither für eine Bedeutung für mich angenommen hat.

„Glauben Sie,“ fragte ich den Arzt, daß es heilbar war?“

„Mein Gott! ein Fall von zirkulärem Irresein! das ist eine gutartige Form, auf Perioden, wo die Erregtheit wenig zu Tage tritt, folgen Depressionen, die kaum ein paar Monate dauern. Es ist schade, daß man ihn dieses Mal nicht gleich von Anfang an in Haft genommen hat .... es ist wirklich bedauerlich. . . so ein tüchtiger Mensch . . . ein Finanzmann ersten Ranges . . . Man hat soeben den Leichnam gebracht. Ich frage mich, was eigentlich die Todesursache sein könnte. Ich habe nur einen Beinbruch konstatiert und ein paar unbedeutende Wunden am Kopf. Meine Cousine wünscht, daß ich den Leichnam seziere. Ehrlich gesprochen ist das mir unangenehm. Eine solche Arbeit nimmt man nicht gerne mit einem Küchenmesser auf einem Billardtische vor. Und doch möchte ich der Todesursache gerne auf den Grund kommen.

Bei diesen Worten verlor ich für einen Augenblick von neuem das Bewußtsein. Den Rest des Tages und die ganze folgende Nacht dachte ich nur an die Leichensektion. Ich wünschte sehnlichst, daß der Arzt starke innere Verletzungen finden würde, denn ich hoffte, daß diese Tatsache mein Gewissen beruhigen könnte. Gleichzeitig hatte ich eine furchtbare, schändliche Angst vor der Entdeckung der Vergiftung. Meine Gewissensbisse und die Furcht vor der Enthüllung meines Verbrechens waren ganz eng miteinander verknüpft und noch nie in meinem Leben kam mir die eigene Schmach in solchem Grade zum Bewußtsein. Sogar in meiner Selbstanklage lag nichts Reines. Eine niedrige, gemeinsame Angst schlich sich da hinein, die Angst, verdächtigt, verklagt und verurteilt zu werden, die Furcht, den guten Ruf zu verlieren, der für meinen Beruf unumgänglich notwendig ist. Dann beweinte ich wieder meinen Freund; ich erinnerte mich, was für ein fröhlicher Kamerad er gewesen und was für ein vorbildlicher Familienvater. Manchmal wollte es mir scheinen, ob mich der Sterbende mit seinen letzten Worten „Mörder! gemeiner Schuft!“ immer noch verfolgte.

Um 7 Uhr morgens war die Sektion beendet. Der Arzt kam in mein Zimmer, um mich über den Befund zu unterrichten.

„Es ist unbegreiflich. Ich habe keine innere Verletzung gefunden, die den Tod erklären könnte. Was für Symptome hat er denn beim Sterben aufgewiesen?“

Ich war zu feige, um die Wahrheit zu sagen und half mir mit einer ungeschickten Lüge.

„Ich erinnere mich keiner besonderen Erscheinungen; er lag erschöpft am Boden, der Puls setzte aus, grad darauf auch der Atem."

„Das ist ganz merkwürdig!" sagte der Arzt. „Man muß also eine Nervenerschütterung als Todesursache annehmen. Ein sonderbarer Fall."

Kurz darauf kam Frau Saulnier mit ihren Kindern, um sich von mir zu verabschieden. Die jüngeren Kinder weinten. Sie verreisten alle noch an demselben Tage und dankten mir noch herzlich für die treue Freundschaft, mit der ich dem Toten das Leben bereichert, und für die Hilfeleistungen in der Sterbestunde. Ich hatte Lust, die Wahrheit hinaus zu schreien. Mein Notariatsbureau und mein Name hielten mich davon zurück.

Was war ich für ein elender Feigling, diese Dankesworte anzunehmen, die mich wie feurige Nadeln schmerzten!

Seither hatte ich die Familie Saulnier nie wieder gesehen. Es ist mir gesagt worden, daß Frau Saulnier vor kurzem gestorben sei, nachdem sie das Unglück hatte, drei ihrer Kinder im Alter von vierzig bis fünfzig Jahren durch Selbstmord zu verlieren. Seit diesem Erlebnis habe ich keine ruhige Stunde mehr gehabt, ich hoffe, daß ich die Bürde meines Gewissens nicht mehr allzulange tragen muß."

Der Notar hatte zu Ende erzählt; er saß erregt vor seiner Teetasse, die noch immer voll vor ihm stand. Endlich entschloß sich der Arzt, das gedankenschwere Schweigen zu brechen und klopfte ihm tüchtig auf die Schultern:

„Nach allem haben Sie gut getan. Sie haben Ihrem Freunde traurige Tage und ein erbärmliches Ende im Irrenhaus erspart . . . . . Eine tief eingewurzelte Melancholie heilt man nicht so leicht."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ihre Billigung meiner Handlungsweise tut mir wohl."

Darauf verabschiedete sich der Notar.

Sobald er fort war, atmeten alle erleichtert auf. Die Diskussion wurde mit Lebhaftigkeit wieder aufgenommen.

„Sagen Sie, Herr Doktor," hub der Herr des Hauses an, „wie steht es denn eigentlich mit Ihren Prinzipien in Bezug auf die Euthanasie? Es scheint mir, Sie haben eben das Verhalten des Notars gebilligt."

„Haben Sie denn nicht verstanden, daß diese furchtbare Erinnerung den armen Mann seit dreißig Jahren zu Tode quält?"

„Seit dreißig Jahren . . . dann ist die Sache ja verjährt," bemerkte der Advokat.

„Ich wollte doch nur eine Seelentherapie vornehmen. Sagte der Notar denn nicht beim Weggehen, daß ich ihm wohlgetan habe?"